

Oberfläche und Performanz – Zur Einleitung

1 Marginalien im Fokus

Wie kann man sich Fortschritt in den Wissenschaften vorstellen? Funktionieren Theorie- und Begriffsbildung wie ein Puzzle, bei dem sich stetig und unter Beteiligung vieler das ganze Wissen zum untersuchten Phänomen gleich einem wachsenden Erkenntnisbild zusammensetzt? Sicher ist, dass Erkenntnisfortschritte auch in der Sprachwissenschaft zumindest zu Teilen im Sinn dieser Metapher funktionieren: Dort, wo wir strukturierte Systeme ansetzen und von wohldefinierten Kategorien der Analyse ausgehen, kann Wissenschaft so verstanden werden. Die Fortschritte gerade der strukturalistischen Sprachwissenschaft beim deskriptiven Erfassen und Unterscheiden von Sprachen belegen das eindrücklich. Freilich bleiben unvermeidlich Beschreibungs- und Erklärungsreste, die sich den Kategorien grammatischer Beschreibung, den Strukturen des Systems nicht ohne weiteres fügen.

Welchen epistemischen bzw. methodologischen Status kann man solchen Resten zubilligen? Die Wissenschaftstheorie weiß, dass es in der Regel nicht bloß Reste sind, für die ja nur noch der nötige Eifer zur Weiterverarbeitung und Integration aufzubringen wäre (Chalmers 1999). Die vermeintlichen Marginalien machen vielmehr die Begrenztheit der bis genau zu dieser Demarkationslinie erfolgreichen Denkweisen und Verfahren sichtbar. Was innerhalb der Grenzen bearbeitbar ist, verdient den Status eines Fachproblems, alles andere sind Störungen, Verunreinigungen, kleine, aber nicht wirklich wichtige Rätsel, die nach der jeweils herrschenden Auffassung mit Fug und Recht am Rande stehen (vgl. Chomsky 1975). Freilich kann man das auch anders sehen. Die marginalisierten Reste erweisen sich bei Umkehrung der Perspektive als Fundamente für die Ausbildung neuer Denkweisen und Verfahren, die oft in dem Maße, wie jene Interesse wecken und diese Zulauf erfahren, das bisherige Puzzle durcheinanderwerfen und mehr oder weniger weit gehende Neuarrangements erforderlich machen.

„Oberfläche“ und „Performanz“ sind in der Geschichte der Sprachwissenschaft der letzten fünfzig Jahre gewissermaßen zu Inbegriffen solcher linguistischer Marginalien geworden, zu Antihelden der jüngeren Sprachtheorie. Die intensive Arbeit, die alle Beteiligten in den vorliegenden Band investiert haben, ebenso wie die konzentrierte mehrtägige Diskussion bei der vorausgehenden Tagung am Monte Verità verwundern angesichts dieser Tatsache. Aber bereits an den

Reaktionen auf die Einladung zur Tagung war spürbar: Auch wenn Oberfläche und Performanz eindeutig zu den Antihelden der neueren Sprachtheorie gehören, so stoßen sie doch sofort grundlegende Diskussionen und Überlegungen an. Es handelt sich zwar um Antihelden, aber solche mit Appeal. Dieser scheint nicht zuletzt dem Umstand verpflichtet, dass beide Konzepte stets neu aus der Gegenwart virulenter Fragen aufgeladen werden können. Dies gilt auch für die bereits etwas altherwürdige ‚Oberfläche‘, die aber andererseits – zusammen mit ihrem Gegenpart, der ‚Tiefe‘ – eine heuristisch wie diskursive Leitmethapher mit Ordnungspotential und entsprechender sprachtheoretischer Anregungskraft darstellt.

Womit bereits ein weiterer relevanter Gesichtspunkt angesprochen ist: Oberfläche und Performanz gehören zu den zahlreichen prominenten theoretischen Konzepten, deren Semantik wesentlich antonymisch bestimmt ist. Bekannt sind sie im Wesentlichen als die armen Verwandten der sprachlichen Tiefenstruktur und der Kompetenz. Methodologisch und theoretisch bilden die Paare – *Kompetenz* und *Performanz*, *Tiefenstruktur* und *Oberflächenstruktur* – jeweils Topoi, die im Erkenntnisprozess gewissermaßen systematisch Brüche provozieren. Die Leistung der Konzepte besteht offenbar gerade darin, dass sie für jeden Irrtum, für jedes Staunen oder Entsetzen über eine überraschende und unerwartete Einsicht entweder eine theoretische Alternative schon bereithalten oder aber dazu zwingen, die statischen Verhältnisse der Antinomie begrifflich aufzubrechen und sie – im Licht neuer Beobachtung und Erfahrung – neu zu bestimmen. Sie erzeugen eine immanente Spannung und organisieren den Geist des Widerspruchs. Das ist der methodologische Sinn der Begriffe.

Aber eine rein methodologische Perspektive greift zu kurz, wenn es um die Frage geht, was Oberfläche und Performanz für die Sprachtheorie bedeuten.

2 Zur Substanz von Oberfläche und Performanz

Wir nennen Oberfläche und Performanz in einem Atemzug. Doch was ist die Beziehung zwischen den beiden Konzepten?

Zunächst sind sich beide familienähnlich in einer geteilten grundständigen Perspektive auf Sprache.

Vereinfacht stehen sich zwei Bilder von Sprache gegenüber: Einerseits das eines ‚reinen‘, abstrakten Systems, das – als „Sprache hinter der Sprache“ (Krämer 2001) – von jeder performativen Qualität im Prinzip absieht; andererseits das einer Sprache, die als Gebrauchsform immer schon eine pragmatisch ‚kontaminierte‘, eine ‚unreine‘ empirische Grösse ist. Es ist dieses zweite Bild, auf das wir mit den Begriffen der Oberfläche und der Performanz abzielen. Damit ist

auch deklariert, welche Vorstellung vom Gegenstand der Sprachwissenschaft in diesem Band ausgelotet und geprüft werden soll. Es geht darum, nicht *hinter* die Sprache, sondern *auf* die Sprache zu schauen und nicht ein zugrundeliegendes System, sondern die Dynamik und den kommunikativen Mehrwert sprachlicher Performanz zu verstehen.

Neben dieser Koppelung von Oberfläche und Performanz über das spezifische Bild von Sprache, dem sie verpflichtet sind und das sie gleichzeitig mitkonstituieren, sind sie zusätzlich dadurch verbunden, dass sich beide u. E. schlüssig in einen Begriffszusammenhang einbinden lassen, der in der aktuellen Theoriediskussion mit den Konzepten *Kultur*, *Medium*, *Kontext* und *Zeichen* erfasst wird. Tut man dies, dann findet man heute in verschiedenen Feldern der Linguistik und mit unterschiedlicher Schwerpunktbildung einerseits Arbeiten, die diese Folge von der Kultur bis zum Zeichen als eine Verursachungskette in der vorgetragenen Reihenfolge von links nach rechts lesen: Eine kulturell mit Sinnoptionen ausgestattete Handlung wird über ein kulturell rückgebundenes Medium in einem bestimmten Kontext als Zeichenhandlung realisiert. Man könnte das die Perspektive der Performanz nennen.

Das Handeln ist dabei allen Kategorien eingeschrieben. Kehrt man die Blickrichtung um und fragt nach den sprachlichen Bedingungen einer durch die Semiose funktionierenden Erzeugung verlässlichen Verstehens und stabiler Verständigungskontexte, stößt man unweigerlich auf den Zeichenausdruck, auf die Oberfläche der Zeichen als das notwendige Regulativ des Verstehens. Nur die Zeichenoberflächen können erkennbar machen, worum es im Zeichenhandeln selbst geht. Damit ist eine Linguistik entworfen, die eine Pragmatik im fundamentalen Sinn darstellt, eine Wissenschaft, die die pragmatische Genesis und die Geltung von Zeichen in unmittelbarem Zusammenhang sieht.

3 *Oberfläche: Zur Signifikanz sprachlicher Gestalt*

Nicht nur das *Was*, sondern auch das *Wie* des Handelns ist sprachlich verbindlich. ‚Wie-Fragen‘ sind immer Oberflächen-Fragen. In der sprachwissenschaftlichen Tradition ist für die Behandlung von Oberflächen-Fragen der Begriff ‚Stil‘ reserviert worden, der damit für eine der angesprochenen Restkategorien stehen musste. Denn im Gegensatz zur sprachstrukturellen Orientierung auf das, was in der Sprache *unter allen Umständen* regelhaft und konstant ist, verweist ‚Stil‘ gerade auf das, was mit den Umständen wechselt bzw. wechseln *kann*, und damit auf Phänomene einer „Sphäre der Einzelheit“ (Trabant 1986: 169), die für viele Linguisten und Linguistinnen schon gar nicht mehr zum Begriff der Sprache gehören.

Die jüngere Diskussion in den Kulturwissenschaften ist nun durch verschiedene Entwicklungen gekennzeichnet, die nicht nur in der Linguistik zu einer „Rehabilitierung der sprachlichen Oberfläche“ (Antos 1989: 13) führen, sondern Oberflächenfragen in sehr heterogenen Forschungsfeldern – so etwa auch in Architektur, Filmwissenschaft und Literaturwissenschaft – geradezu in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit rücken.

Einige dieser Entwicklungen seien kurz angesprochen – sie zeigen, dass der Ausschluss der Kategorie ‚Stil‘ aus dem Kerngeschäft der Linguistik auch das Verständnis zentraler Leistungen des Sprachgebrauchs verhindert hat, und sie zeigen zudem, dass die Oberflächenobligationen *ein viel weiteres Feld* umfassen, als das, was traditionellerweise mit dem Stilbegriff umrissen wurde.

Zu diesem Feld gehören u.a. die Kollokationen und damit das Faktum, dass häufig mögliche Ausdrucksvarianten im Sprachgebrauch eingeschränkt werden bzw. eine spezifische Variante präferiert wird, ohne dass eine semantische oder pragmatische Begründung auf der Hand läge. Das Gemeinte könnte – von der Struktur und den Wortschatzmöglichkeiten der Sprache her – vielfältig ausgedrückt werden, diese Optionen werden aber nicht genutzt. Ein Beispiel ist die Kollokation *Zähne putzen*. Zwar wären die Varianten *Zähne waschen* oder *Zähne reinigen* ebenso gut möglich und ohne weiteres verständlich. Aber *die Zähne putzen* ist typisch, wenn das gesagt werden soll, was der Ausdruck bezeichnet. Die empirische, auf elektronische Analyseverfahren gestützte und an großen Textsammlungen arbeitende Kollokationsforschung zeigt in ihren jüngsten Untersuchungen, dass solche Oberflächenfestlegungen – obwohl sprachsystematisch nicht zwingend – im Sprachgebrauch faktisch die Regel sind. Bestimmte Oberflächen sind *typisch* für bestimmte Verwendungszusammenhänge, und solche Regelmäßigkeiten scheinen von der Ebene der Texte (Textmuster, Textsorten) über die genannten Wortkombinationen bis weit in die grammatische und morphologische Struktur der Sprache hinein Gültigkeit zu haben. Kein Bereich hat in der grammatischen Diskussion der jüngeren Gegenwart so große Aufmerksamkeit gefunden, wie die gleichfalls durch Korpusforschung zunehmend evidente Rolle sogenannter „grammatical constructions“ für den Sprachgebrauch (vgl. Feilke 2007). Grammatik selbst gewinnt eine performative Qualität. Kennzeichnend für diese Perspektive ist dabei, dass die Qualität der Oberfläche in toto, inklusive phonetischer Realisierung, etwaiger gestischer Kontextuierung etc. für die konventionelle Form-Inhalt-Beziehung relevant ist. Die Funktion solcher Oberflächen-Typik wird in der germanistischen Linguistik erst in den letzten Jahren intensiver erforscht (vgl. etwa die Beiträge im Sammelband von Günthner/Imo 2006 und Deppermann 2007), ihre Bedeutung u. a. im Kontext der Strukturierung konversationeller Handlungen im Sinne eines recipient design, in der Gestaltung von Wissen oder in der Reflexion und Stütze aussersprachlicher Ordnungsmuster ist offensichtlich. Die Frage danach, wie und inwieweit ein zunehmendes Verständnis solcher Oberflächenphänomene

auch die traditionellen Konzepte von ‚Grammatik‘ grundsätzlich in Frage bzw. auf eine neue Basis stellt, schliesst sich notwendig an.

Im Gegensatz zu dieser grammatischen Perspektive auf Oberflächen-Typik, die die Einschränkung von Variation bzw. die Auskristallisierung von ganz bestimmten Konstruktionen fokussiert, stehen die bereits angesprochenen Fälle der unter dem Label ‚Stil‘ gefassten Oberflächen-Typik. Diese Form der Oberflächen-Typik wird erst vor einem Spektrum faktischer Variation funktional, dann allerdings mit soziokulturellem Effekt. Wo Oberflächen-Typik in systematischer Relation zum Sprachgebrauch bestimmter Sprachbenutzer steht, seien dies einzelne Sprecher und Sprecherinnen (Individualstil) oder bestimmte gesellschaftliche Gruppierungen (Kollektivstil), stellt sie ein Medium der Differenzbildung dar. Wiederkehrende Formulierungsmuster – typische und wiedererkennbare Sprachgebrauchsweisen – erweisen sich dann als signifikante Marker personeller, sozialer oder kultureller Identität, die etwa eine „community of practice“ (Eckert 2004) definieren können. Solche Formulierungsmuster entstehen im Gebrauch, sind dort aber auch immer schon *types*, sind wiederkehrende und wiedererkannte Ausprägungen eines Musters, das seinerseits als Projektion aus der Zusammenschau der konkret vorkommenden Formen konstituiert wird. Stil als Oberflächen-Typik ist deshalb nicht ‚Decorum‘, ist nicht vom ‚Inhalt‘ ablösbare Form, sondern Ausdrucksgestalt, die Inhalt und Form integriert (Feilke 1996). Stil als Phänomen der Oberfläche, als signifikante Form von (sprachlichen) Handlungen, ist das Medium, in dem sozial- wie kulturspezifische Prägungen von Wahrnehmung, Erfahrung, Deutung und Wissen ihre materielle Resonanz haben und ihren zeichenhaften Ausdruck finden (Linke 2009).

Diese letztgenannte Überlegung führt weiter in die Untersuchung des Zustandekommens und Funktionierens kultureller Unterschiede in und zwischen Sprachgemeinschaften. Verstehens- und Verständigungsprozesse hängen in ihrem Funktionieren entscheidend davon ab, dass die Handelnden über hinreichend große Bestände eines gemeinsamen Hintergrundwissens für die Kommunikation verfügen. Das Aufrufen des für die Verständigung relevanten Hintergrundwissens geschieht weniger durch die lexikalisch übermittelte Bedeutung von Äusserungen als über die Signalkraft bestimmter Oberflächen, die jeweils einen Rahmen für die Kommunikation festlegen. So genügt etwa die Wahl einer bestimmten Begrüßungsfloskel zur Markierung einer Begegnung als informell oder formell, der Wechsel in eine dialektnähere Sprachform signalisiert Nähe und kann das Verhältnis zum Gesprächspartner als ein vertrauliches definieren, die Wahl einer bestimmten Kollokation kann den Bezug auf einen komplexen Rahmen ideologisch-politischer Vorverständigung öffnen etc.

Solche *Kontextualisierungshinweise* (Auer 1992) steuern die Verständigung und ermöglichen das wechselseitige Erzeugen einschlägiger Verständigungskontexte einschließlich des erforderlichen Hintergrundwissens. Das Verste-

hen sprachlicher Handlungen ist entsprechend auch innerhalb derselben Sprache vielfach gebunden an domänentypische Kontexte, die über die Typik von Ausdrucksoberflächen indiziert werden. Das gilt auch für die Domäne der Wissenschaft selbst (Steinhoff 2007). Auch die empirische Untersuchung von Missverständnissen und Kommunikationsschwierigkeiten in multikulturellen Sprachgemeinschaften zeigt, dass das Verstehen vor allem von der Kenntnis und dem Verstehen entsprechender Kontextualisierungshinweise bestimmt ist – auch Formen des nonverbalen Rahmungsverhaltens gehören hierher.

Wie diese wenigen Beispiele zeigen, werden Oberflächenphänomene in sehr unterschiedlichen linguistischen Zusammenhängen thematisiert, und dies durchaus nicht erst in der rezenten Forschung. Neu ist, dass diese Phänomene explizit als Oberflächenphänomene behandelt werden und damit als ‚verwandte‘ Phänomene verstanden werden können, so dass sich aus den unterschiedlichen Facetten allmählich ein neues Bild der Kategorie ‚Oberfläche‘ und damit auch eine Neueinschätzung der Materialität von Sprache und Kommunikation ergibt. Die Ermöglichung einer solchen Zusammenschau unterschiedlicher Oberflächenphänomene (und ihrer unterschiedlichen Theoretisierung) ist auch die zentrale Absicht hinter dem vorliegenden Sammelband. Dazu kommt, dass die neuere Beschäftigung mit der ‚Oberfläche‘ nicht mehr wie bisher in Arbeitsfeldern geschieht, die von vornherein von denen getrennt sind, die sich mit ihrem kategoriellen Gegenstück, der ‚Tiefe‘, beschäftigen, so dass die jeweiligen Theoriebildungen unabhängig stattfinden. Die neue Aufmerksamkeit für die Oberfläche affiziert vielmehr das Kategorienpaar in seiner Beziehung aufeinander und damit auch deren antonymischen Charakter. Bildlich gesprochen: Es geht darum, in welchem Abstand zur Oberfläche die Tiefe anzusetzen ist und was passiert, wenn man etwa mit Sibylle Krämer (in diesem Band) eine „flache Ontologie“ annimmt, die das Gegensatzpaar nicht aufhebt, aber in eine nähere und produktive Beziehung zueinander stellt.

4 *Performanz: Zur Dynamik sprachlicher Gestalt*

Der Titel des Bandes nimmt mit der Koppelung von Oberfläche und Performanz in einer neuen Variante Bezug auf das in der Tradition der Sprachphilosophie und in der Wissenschaftstheorie der Linguistik vielfach artikulierte Spannungsverhältnis von Sprache und Sprechen, von Struktur und Tätigkeit. Die Struktur als abstrakte Form – die bereits Humboldt mit dem Begriff der „inneren Form“ entwirft und die von Chomsky mit der impliziten „Kompetenz“ auf einen kategoriellen Nenner gebracht wird, der die linguistische Theoriebildung seit den 1950er Jahren prägt – wurde in der Tradition, wie bereits erwähnt, zum

ersten stets abgegrenzt von der ‚Aussenseite‘ der Sprache, der Oberfläche. Zum zweiten aber wurde sie auch abgegrenzt von der konkreten Sprachtätigkeit, der Handlung, der Performanz. Da nun die neuere Entwicklung der Forschung die sprachliche Form in weit stärkerem Masse, als dies bisher der Fall war, an Oberflächenqualitäten koppelt und zudem davon ausgeht, dass an der Oberfläche (*mit* der Oberfläche) die Verwendungskontexte gewissermaßen sprachlich ‚eingebunden‘ werden können, ist es konsequent, auch die Frage nach dem Status der Performanz als dem Ort der jedesmaligen und gleichzeitig einmaligen In-Szene-Setzung, der *performance* solcher Bezüge, neu zu stellen.

In der Performanz verbindet sich der Aspekt der Wiederholung (als Grundlage der Oberflächen-Typik) mit dem der Abweichung bzw. der Variation von Mustern, der Aspekt des Wiedererkennens verbindet sich (und ist gleichzeitig Voraussetzung für) mit dem des Kontrasterlebnisses. Es ist diese Spannung und diese Dynamik, die als Motor der Sprachveränderung, als Überblendungsort von sprachgebundener Tradition und sprachhandlungs-induzierter Erneuerung fungiert.

Es ist unter anderem dieser Zusammenhang, der das gegenwärtige Interesse der Linguistik an der Performanz begründet und motiviert. Die entsprechenden Fragestellungen haben zu Beginn der 90er Jahre die Forschung zum Sprachwandel neu belebt und gegenwärtig entstehen für verschiedene Bereiche der Sprachforschung emergenztheoretische Konzeptionen, die zu klären versuchen, wie die Performanz und das Handeln Zeichen und sprachliche Ordnung erst hervorbringen. Damit einher geht eine neue Aufmerksamkeit auf die Medialität von Sprache und in der Folge eine neue sprachtheoretische Einschätzung ihrer unterschiedlichen medialen Ausprägungen in Schriftlichkeit und Mündlichkeit (vgl. z. B. Ludwig 2007). Medien als Mittler der Repräsentation von etwas sind zugleich transformierende Größen: Die Schrift scheint auf den ersten Blick etwas der Sprache Äusserliches zu sein, ein blosses Mittel der Aufzeichnung von Sprache. Tatsächlich aber verändert das schriftliche Sprachhandeln die Sprache auch in ihrer Struktur tiefgreifend: der aus sich selbst heraus verständliche Text, der komplexe Satz, der Buchstabe als Lautzeichen, das sind genuin schriftliche Konzepte der Strukturierung von Sprache. Sie greifen in die Struktur der Sprache selbst ein und führen zur Ausbildung epistemologisch eigenständiger Formen des Sprachdenkens (Ágel 1999). Die *Medien* des Sprachhandelns sind mehr als bloße Mittel. Sie sind eigenständige Faktoren der Sprachbildung im vollen Wortsinn.

Die neue Aufmerksamkeit auf ‚Performanz‘ und das theoriebildende Potential, das dieses Konzept in den letzten Jahren auch in der Linguistik entwickelt hat, sind zudem als Reflex auf den „performative turn“ der Kulturwissenschaften zu lesen, der allerdings trotz seiner sprachtheoretischen Verankerung zunächst ausserhalb der Linguistik und ohne deren initiative Beteiligung stattgefunden hat (vgl. Günthner/Linke 2006). In der neuen Beschäftigung mit Oberflächenphäno-

menen wird der alte Gegensatz von Oberfläche und Tiefe zwar neu modelliert und dynamisiert, bleibt aber als Spannungsmoment durchaus produktiv.

Im Unterschied dazu wird in der Auseinandersetzung mit Performanzphänomenen der Gegensatz von Performanz und Kompetenz, in den der Performanzbegriff traditionell eingebettet ist, nun überlagert durch die Gegenüberstellung von *Performativität* und *Konstativität*, wobei Performanz und Performativität über eine „schräge Schnittstelle“ (Parker/Sedgwick 1995, zit. nach Schumacher 2002: 383) miteinander verbunden sind. Das Konzept des Performativen, das sich an dieser Schnittstelle ausbildet, ist ein vielfach offenes, das – stark durch Judith Butlers Austin-Adaptation geprägt – nicht nur an Austins (von ihm selbst allerdings dekonstruierte) Unterscheidung von *performativ* und *konstativ* anschliesst, sondern ebenso an die Ethnographie der Kommunikation (Dell Hymes), an interaktionssoziologische Ansätze (etwa bei Harvey Sacks und Erving Goffman) und an theaterwissenschaftliche Überlegungen (Erika Fischer-Lichte). Allen diesen unterschiedlichen konzeptuellen Ressourcen, aus denen sich gegenwärtig den Begriff der Performanz speist, wenn auch je nach Kontext in unterschiedlicher Gewichtung, ist gemeinsam, dass sie den Handlungsaspekt von Sprache *als* Sprechen, die Materialität, ja Leiblichkeit von Sprache *im* Sprechen und schliesslich die an diese Materialität gebundene *Medialität* von Sprache fokussieren. Alle diese Aspekte lassen sich mit dem Konzept der Performanz, wie es in dem das linguistische Denken lange prägenden Gegensatzpaar Performanz-Kompetenz angelegt ist, verbinden, tragen aber gleichzeitig zu einem deutlichen Theoretisierungs- bzw. „Abstraktionsschub“ (Wirth 2002: 16) dieses Konzeptes bei.

Zu letzterem gehört auch die Diskussion zur Iterativität performativer Akte, welche sich über die Frage, ob diese als type-token Relation oder aber als token-token-Relation modelliert werden muss (oder als eine Überlagerung beider Konzeptionen, aus der sich zusätzliche Differenzierungseffekte ergeben), wiederum an die Kontrastierung von Oberfläche und Tiefe anschliesst. Damit eröffnet sie erneut die Frage nach dem ‚Jenseits‘ der Materialität von Sprache und danach, ob und wie dieses als Ursprung, als Projektion oder als beides zugleich zu konzipieren ist. Dass dem Stichwort von der „wiederholbare[n] Materialität“ (Foucault 1997: 149) auch in diskurstheoretischem Kontext eine wichtige theoretische Position zukommt, soll an dieser Stelle nicht weiter entwickelt werden; diese Anbindung an die diskurstheoretische Theoriebildung ist für das kulturwissenschaftliche Konzept von Performanz aber ebenfalls relevant und kann auch in der linguistischen Theoretisierung der Konzepte von Oberfläche und Performanz produktiv gemacht werden.

Schliesslich sei noch auf den Aspekt der Konstruktivität sprachlichen Handelns verwiesen, der im kulturwissenschaftlichen Konzept von Performanz – prototypisch in der Diskussion um die diskursive Konstruktion von Geschlecht – zentral, im traditionellen linguistischen Konzept der Performanz als Gegen-

stück zu Kompetenz jedoch völlig ausgeblendet ist. Es ist deshalb auch in erster Linie unter diesem Gesichtspunkt, unter dem – wo dies gemacht wird – eine Differenzierung der Termini Performanz und Performativität angesetzt wird. Der Einbezug linguistischer Theorietraditionen zur lebensweltlichen Konstruktivität (und damit auch Kulturalität) sprachlichen Handelns in eine (Neu-)Konzeptualisierung von Performanz steht noch weitgehend aus.

Die Spannungsfelder (nicht die Gegensätze!) Repräsentation und Konstruktion, Typik und Kontrast, Materialität und Iteration, Stabilisierung und Dynamisierung erweisen sich mithin als Aspekte, welche Oberfläche und Performanz zu engen Verwandten machen und sie gleichzeitig in einer transdisziplinären theoretischen Diskussion verorten, zu der von linguistischer Seite – so etwa in der Frage nach der koordinierten und koordinierenden Interaktivität performativer Akte – noch viel beizutragen ist. Wir haben zu der dem vorliegenden Band vorausgehenden Tagung deshalb auch disziplinär und nicht interdisziplinär eingeladen und wir haben um Beiträge gebeten, die nicht schon bei der ‚grossen‘ Diskussion ansetzen, sondern aus linguistischen Forschungsfeldern und aus linguistischer Forschungsempirie heraus sowie im Anschluss an bestehende Traditionen linguistischer Theoriebildungen einen freien und kritischen Blick auf diese Spannungsfelder werfen.

5 Ordnung, Verständigung und Medium

Die in diesem Band vorgelegten Beiträge gliedern sich nach einem einleitenden Teil in Schwerpunkte unter den drei Konzepten Ordnung, Verständigung und Medium. Diese Schwerpunkte wollen wir im Inhalt kurz charakterisieren und uns dabei auf einzelne Beiträge beziehen, ohne dass diese ein Koreferat erfahren sollen, das ihnen an dieser Stelle nicht gerecht werden kann.

Der Einleitungsteil bringt primär methodologische Explorationen und begriffliche Verortungen zu Oberfläche und Performanz. Dies geschieht zum einen aus der Sicht der Philologien und der Linguistik selbst, die sich in jedem Reden über ihren Gegenstand und erst recht dann, wenn es als ein ‚neues‘ Reden apostrophiert wird, des epistemischen Status ihrer grundlegenden Metaphern zu vergewissern haben (Ehlich). Es geschieht zum anderen im Rückgriff auf die Tradition philosophischer Sprachreflexion. Zu konstatieren ist eine Verlagerung sprachphilosophischen Interesses von der puristischen Perspektive auf die reine Form hin zu einer neuen Aufmerksamkeit für die in actu konstituierte materiale und semiotisch hybride Sprache (Krämer).

Ordnung

Der erste Hauptteil versammelt Beiträge, die Oberfläche und Performanz unter Ordnungsaspekten untersuchen. Dabei erweist sich der performative Gesichtspunkt als gerade nicht bloß individuell, akzidentiell und synkretistisch. Gefragt wird nach den Konstitutionsbedingungen und Prinzipien einer durch die Performanz und durch die Ökologie des Sprachgebrauchs bestimmten Grammatik. Dabei kommen einerseits Ansätze zum Zuge, die – etwa im Sinn einer Konstruktionsgrammatik – die syntaktische Analyse stärker an die Typik von pragmatisch motivierten und teilweise lexikalisierten Gebrauchsmustern zurückbinden; hier steht eine deskriptiv und historisch verfahrenende, an die Untersuchung der Emergenz einzelsprachlicher grammatischer Prozeduren rückgebundene Sprachbeschreibung im Vordergrund (Ágel, Tophinke). Zum anderen gibt es stark allgemeinlinguistisch argumentierende Beiträge im Sinne einer gleichermaßen neurolinguistisch wie semiotisch-pragmatisch fundierten übereinzelsprachlichen Theorie sprachlicher Ordnung (Raible). Es ist die Betonung des Handlungsvollzugs und die Abwendung vom Repräsentationsgedanken, die Kernelemente des Performanzkonzepts ausmachen; beide Gesichtspunkte verbinden sich eng mit Fragen der Medialität. Grammatische Strukturbeschreibungen sind in erheblichem Umfang medial zu differenzieren (Stetter). Schriftsysteme und Subsysteme sind nicht bloße Repräsentanten einer sprachlichen Struktur, sondern auf die performativen Bedingungen des Schriftgebrauchs – etwa das Lesen – selbst bezogene Ordnungen (Bredel). Selbst innerhalb der generativen Theorie, dem Ursprung der Scheidung von Kompetenz und Performanz in der jüngeren Sprachtheorie, wird die kategorische Trennung der beiden Domänen angetastet: Es werden Evidenzen für die Prinzipiendeterminiertheit und Strukturbasiertheit auch der Performanz in Anschlag gebracht, die gleichzeitig eine stärkere ‚Performanzgetriebenheit‘ der Grammatik bedeuten und damit das (als unidirektional gedachte) Verhältnis von Tiefe zur Oberfläche dynamisieren (Primus).

Verständigung

In einem zweiten thematischen Block geht es um Verständigung als eine für den Begriff der Sprache wesentliche Qualität von Kommunikation. Sprache wird in dieser Perspektive nicht nur als Mittel, sondern auch als Resultat kommunikativer Ko-Konstruktionen im Gebrauch verstanden.

Der Gedanke gilt – übertragen – auch für die Fachgeschichte selbst. Sie ergibt sich als kontinuierliches Resultat einer im Prinzip offenen und un abgeschlossenen Verständigung über die theoretischen Quellen. Es war weder von den Herausgebern so geplant, noch ist es Zufall, dass gleich zwei Beiträge Bezug nehmen auf Ferdinand de Saussure. Keine andere der Gründerfiguren der

Sprachwissenschaft verkörpert in gleicher Weise den kontinuierlichen und kontinuierlich ambivalenten Prozess der Selbstvergewisserung zu den Grundlagen des Fachs. Im Zentrum steht dabei weniger die Frage nach der Rekonstruktion des ‚authentischen‘ Saussure als der Aufweis einer fundamentalen Spannung im Werk selbst, die nicht zuletzt durch das Auffinden der so genannten Gartenlauben-Notizen im Jahr 1996, die einen Einblick in seinen Arbeits- und Denkprozess geben, noch einmal in neuer Schärfe zutage getreten ist. Saussures Zeichenkonzeption ist einerseits wesentlich bestimmt durch den Bezug auf die ‚Transmission‘ der Sprache im Gebrauch, andererseits wird das sprachliche Zeichen als lediglich differentiell bestimmbare Größe bekanntlich gerade in Abgrenzung dazu definiert (Fehr). Jeder differentielle Wert wiederum hat seinen Ausgangspunkt in wechselseitigen Koorientierungen und Abgrenzungen, die an die materiale Qualität des Zeichenausdrucks im Gebrauch gebunden bleiben. Hierin zeigt sich bereits die Reflexion auf die konstitutive Medialität jedes Zeichenprozesses (Jäger). Saussure ist kein Vorläufer oder gar Vordenker aktueller Debatten zu Oberfläche und Performanz, aber die Ambivalenz der Genese seines Denkens bezeugt argumentativ den Zweifel an einer rein systemischen Sprachkonzeption. Sprachphilosophisch gewendet steht in eben dieser Ambivalenz auch Ludwig Wittgenstein, dessen Bedeutungskonzeption keineswegs bloß performativ ist. Verständigung beruht auf einem selbst nicht performativen, semantisch gestützten Vorverständnissein zu usuellen Benennungskontexten, das aber kontinuierlich performativ überarbeitet wird (Wiegand).

Ein Vorgang, an dem dies in vivo zu studieren ist, ist der Spracherwerb, in dem kontinuierlich, wie Dan Slobin sinngemäß formuliert hat, neue Aufgaben mit alten, von den Lernern schon erworbenen Mitteln zu bewältigen sind und erst sukzessive neue Mittel gewonnen werden. Dabei wird auch die repräsentationale Seite der sprachlichen Struktur selbst erst allmählich aufgebaut in einem Prozess, der sich als Rekodierung und Reanalyse pragmatisch vorgefundener Effekte des Verständigungshandelns beschreiben lässt (Knobloch). Der Erwerb etwa der Modalverben im Deutschen erscheint – vom Ende her betrachtet – als je individuelle Rekonstruktion eines allgemeinen Symbol-Systems. Im Erwerb aber sind die Schritte jeweils hochgradig kontextuell situiert und indexikalisch motiviert. Das zeigt auch der Erwerb von Phraseologismen, in dem Kinder eben nicht zunächst Hypothesen zur vermeintlichen ‚wörtlichen‘ Bedeutung bilden, um dann erst eine übertragene Bedeutung zu konstruieren. Vielmehr zeigen Kinder eine erstaunliche Fähigkeit, „reiche Kontexte“ d. h. relevante Situationsfaktoren für das Verstehen der jeweiligen Ausdrucksintention zu nutzen (Burger). So gelangen Kinder auf direktem – performativem – Weg zu einem in symbolgrammatischer Perspektive unwahrscheinlichen Verstehen. Dass diese Unwahrscheinlichkeit ein starkes Motiv sein müsste, die symbolgrammatischen Ausgangsannahmen zu revidieren, scheint auf der Hand zu liegen. Sprache ist – auch unter der Perspektive des Kompetenzerwerbs, d. h. unter

grundsätzlicher Beibehaltung der entsprechenden Dichotomie – ein notwendig erfahrungsbasiertes, performativ konstituiertes System semiotisch rückgebundener Handlungskomponenten. Dabei ist die – zunächst interaktive – sequentielle Ordnung des Verständigungshandelns eine der notwendigen minimalen pragmatischen Bedingungen für jeden weiteren Aufbau sprachlicher Strukturen und kognitiver Ordnungen (Hausendorf). So werden etwa Konnexionstypen eingebettet aus interaktiv-diskursiven und aus textuellen Äußerungskonstellationen (Gohl); sie nehmen als Konstruktionsmuster den pragmatischen Mehrwert dieser Konstellationen mit und halten ihn für die weitere Verwendung verfügbar.

Medium

Die Konzepte der Medialität und des Mediums gehören ohne Zweifel zu den zentralen Leitbegriffen der jüngeren Diskussion zu Performanz und Oberfläche. Gemeinsam ist allen performativen Ansätzen dabei der Bezug auf das Handeln und die Rücknahme des Gewichts der semiotischen Repräsentation zugunsten der sozialen Konstruktivität. Dass und in welcher Weise der konstruktivistische Effekt konkreter Kommunikation an bestimmte (performative) Interaktionsmodalitäten gebunden ist, also etwa an einen Überschuss selbstreferentieller Gestaltetheit des Sprechens bei gleichzeitigem Mangel in der Markierung thematisch-syntaktischer Kohärenz, lässt sich mit gesprächsanalytischen Methoden zeigen (Scharloth); die systematische empirische Forschung zu diesem Bereich steckt allerdings noch in ihren Anfängen. Auffällig am Diskurs zum Medium ist – wie oft in solchen Fällen –, dass hierunter Unterschiedliches verstanden wird. So ist etwa kontrovers, ob bereits mit dem Begriff des Zeichens als Mittler Medialität konzeptionell gefasst ist oder ob erst mit den über die ‚natürliche‘ Sprache hinausgehenden Techniken der Verdauerung und Übermittlung von Sprache bis hin zur Elektronifizierung von Texten und Bildern Medialität im engeren Sinn ins Spiel kommt. Wie auch immer man dabei im einzelnen die Begriffe setzt und abgrenzt, jede Kommunikation ist medial spezifisch konstituiert (Schneider 2006) und soweit es um Sprache geht, ist das spezifische Verhältnis zur Sprache und zur Art der medial mitkonstituierten Sprachlichkeit näher zu bestimmen. Jedes Medium, das hat die Diskussion zu den Konsequenzen der Literalität exemplarisch gezeigt, hat spezifische performative Potentiale. Dies zeigt sich auch an der Kategorie der Gattung. Die ‚einfache Form‘ sensu Jolles etwa bezeichnet zunächst ein Spektrum von Gattungen vorliterarischen, vor allem mündlichen Erzählens. In der je gattungsspezifischen Ausgestaltung der rhetorischen Geste – Jolles spricht von der „Sprachgebärde“ – die etwa für Legende, Spruch und Witz ganz verschieden ist, wird *uno actu* ein spezifischer Typ der „Geistesbeschäftigung“ verkörpert. Man könnte vereinfacht und pragmatisch gewendet auch von einer Gattungsillokution sprechen, die

als performatives Potential ausgeprägt ist und die sich auch mit spezifischen Gruppen, mit deren Denkstil und Mentalität verbinden kann (Fix). Analoges gilt für sprachliche Professionalisierungstendenzen, wie sie etwa bei der Entstehung der Fachsprache der Psychiatrie aufgezeigt werden können. Erst über die für ein Denkkollektiv i. S. Ludwik Flecks signifikanten Textoberflächen und die entsprechende formulative Charakteristik von Schrifttexten – etwa der Krankenakte – wird ein professioneller Modus des Handelns und Denkens in einer Disziplin erkennbar und kommunikativ durchsetzbar (Schuster).

Die ‚Vollzugswirklichkeit‘ einer Sprache im Diskurs ist multimodal und in Texten ist sie zunehmend multimedial. Dabei kommen die regelhaften Beziehungen zwischen den verschiedenen medialen Konstituenten des komplexen Textes in einer rein auf die Sprache gerichteten Perspektive gar nicht erst in den Blick – zumindest nicht, wenn sich der angelegte Sprachbegriff gerade über den Ausschluss diese Beziehungen konstituiert. Und ein solcher Ausschluss beschränkt seinerseits wieder den Blick auf die Sprache und die Möglichkeiten sprachlicher Analyse. So, wie im Diskurs performativ das ‚recipient design‘ die Struktur der sprachlichen Äußerung bestimmt, ist sie im multimedialen Text durch das Verhältnis von Bild und Ton bestimmt. Im multimedialen (gerade auch im audiovisuellen) Text bestehen unterschiedliche Muster intermedialer Transkription bis hin zum „mit Worten sehen“ (Holly), womit der bekannte Sachverhalt bezeichnet ist, dass wir auf Bildern das erkennen, was ihnen sprachlich unterlegt wird. Das Bild seinerseits ist wahrnehmungsnah und kann Text substituieren, wo es um das bloße Zeigen geht. Die Verkettungsmodi beider Seiten des Bild-Text-Reissverschlusses sind gattungsbezogen differenziert, die beiden medial differenten Komponenten stehen in einem fluiden Verhältnis, das aber medien- und genrebezogen typisiert und damit in seinen Wirkungen kalkulierbar, ja diskursiv instrumentalisierbar werden kann (Steinseifer). In diesen Zugängen gilt das Nichtsprachliche gleichwohl als funktional komplementärer Beitrag zur Semantik der Gesamtäußerung bzw. des Gesamttextes. Hier setzt sich für den Zusammenhang von Bild und Text der Primat der intersubjektiv relevanten Bedeutungskonstituenten in der Analyse durch, seien es Bedeutungsträger oder bloß Unterscheidungszeichen. Es geht durchaus um die ‚Grammatik‘ des multimedialen Textes, auch wenn diese stark performativ bestimmt ist.

Vermutlich liegt ein weiter Bereich dessen, was performativ relevant ist, abseits dieser noch semantisch ausgerichteten Fragen. Typographie und Textlayout sind Formen einer zunächst asemantischen Semiotisierung (Antos, Spitzmüller) von Oberflächen. Was hier an der Oberfläche liegt, sind rein graphische Gestalten, gewissermaßen ein Formüberschuss, ein indexikalisches Potential, das in vielfältiger Weise zum Zeichen werden kann, aber eben nicht muss. Was aus der Gesamtschau dieser Phänomene und dem zunehmenden Verständnis ihrer Interdependenz bzw. Synthese theoretisch werden kann, muss man sehen.

6 Epilog

Der Beitrag von Fritz Hermanns, der sich der „Performanz des Verstehens“ und damit dem Handeln des Lesers im Umgang mit einem Text – hier: einem literarischen Text – widmet, schliesst unseren Band ab.

Mit dem Epilog möchten wir den Freund und Kollegen ehren, der zu früh gestorben ist und den wir vermissen.

Dass wir diesem Text einen eigenen Ort ausserhalb der Gliederungsstruktur des Bandes zuordnen, hat aber *auch* thematische Gründe: Fritz Hermanns führte die Kleist'sche Anekdote selbst laut lesend auf. Die Erinnerung an die Praxis des Vorlesens, die diesen Textvortrag auf dem Monte Verità zum Erlebnis werden lies, macht mit dem Fokus auf die „Verstehensdynamik“ des Lesers auf ein performatives Potential des starren geschriebenen Textes aufmerksam, das sonst weitgehend unbemerkt bleibt.

Literaturverzeichnis

- Ágel, Vilmos (1999): „Grammatik und Kulturgeschichte. Die *raison graphique* am Beispiel der Epistemik.“ – In: Gardt, Andreas/Haß-Zumkehr, Ulrike/Roelcke, Thorsten (Hgg.): Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. Berlin: de Gruyter, 171–223.
- Antos, Gerd (1989): „Textproduktion: Ein einführender Überblick.“ – In: Antos, Gerd/Krings, Hans P. (Hgg.): Textproduktion: ein interdisziplinärer Forschungsüberblick. Tübingen: Niemeyer, 5–57.
- Auer, Peter (1992): „Introduction: John Gumperz' Approach to Contextualization.“ – In: Auer, Peter/Aldo Di Luzio: The Contextualization of Language. Amsterdam: John Benjamins, 1–38.
- Chalmers, A. F. (1999): Wege der Wissenschaft. Berlin: Springer.
- Chomsky, Noam (1975): Reflexionen über die Sprache. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Deppermann, Arnulf (2007): Grammatik und Semantik aus gesprächsanalytischer Sicht. Berlin: de Gruyter.
- Eckert, Penelope (2004): „The meaning of style.“ – In: Wai-Fong Chiang et al. (eds.): Salsa 11. Texas Linguistics Forum 47.
- Fehr, Johannes (1997): Ferdinand de Saussure: Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlass, Texte, Briefe und Dokumente. Gesammelt, übersetzt und eingeleitet von Johannes Fehr, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Feilke, Helmuth (1996): Sprache als soziale Gestalt: Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Feilke, Helmuth (2007): „Syntaktische Aspekte der Phraseologie: Construction Grammar und verwandte Ansätze.“ – In: Burger, Harald/Dimitrij Dobrovol'skij/Peter Kühn/Neal R. Norrick (Hgg.): Phraseologie. Phraseology. Ein Internationales Handbuch. Berlin: de Gruyter, 63–76.

- Foucault, Michel (1997): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Günthner, Susanne/Imo, Wolfgang (Hgg.) (2006): *Konstruktionen in der Interaktion*. Berlin: de Gruyter.
- Günthner, Susanne/Linke, Angelika (2006): Einleitung: Linguistik und Kulturanalyse. Ansichten eines symbiotischen Verhältnisses. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 34.1/2, 1–27.
- Krämer, Sybille (2001): *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Linke, Angelika/Hanspeter Ortner/Paul R. Portmann-Tselikas (Hgg.) (2003): *Sprache und mehr – Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*. Tübingen: Niemeyer.
- Linke, Angelika (2009). „Stil und Kultur.“ – In: Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hgg.): *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*. Berlin: de Gruyter, Bd. 2 (im Druck).
- Ludwig, Otto (2007): „Skripte. Konturen einer Konzeption.“ – In *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 35/3, 376–396.
- Parker, Andrew/Sedgwick, Eve Kosofsky (1995): „Introduction. Performativity and Performance.“ – In: Parker, Andrew/Sedgwick, Eve Kosofsky (eds.): *Performativity and Performance*. New York: Routledge, 1–18.
- Schneider, Jan-Georg (2006): „Gibt es nichtmediale Kommunikation?“ – In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 44, 71–90.
- Schumacher, Eckhard (2002): „Performativität und Performance.“ – In: Wirth, Uwe (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 383–402.
- Steinhoff, Torsten (2007): *Wissenschaftliche Textkompetenz*. Tübingen: Niemeyer.
- Trabant, Jürgen (1986): „Der Totaleindruck. Stil der Texte und Charakter der Sprachen.“ – In: *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*. Hrsgg. von Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Wirth, Uwe (2002): „Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität.“ – In: Wirth, Uwe (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 9–62.